

NICHOLAS MARTIN / JASPER REES
Florence Foster Jenkins



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Florence Foster Jenkins und die Kunst der schiefen Töne. Die wohlhabende und beispiellost talentfreie Diva – umwerfend gespielt von Meryl Streep – beginnt mit Mitte vierzig begeistert Gesangsstunden zu nehmen, sie leistet sich einen eigenen Pianisten und finanziert schließlich öffentliche Bühnenauftritte unterstützt von ihrem Manager St. Clair Bayfield (Hugh Grant). Musik ist ihr Leben, doch eine gute Sängerin konnte allein die Leidenschaft nicht aus ihr machen. Sie trifft kaum einen Ton und wenn zufällig doch, kann sie ihn nicht halten, vom Rhythmus ganz zu schweigen. Die unvergleichliche Karriere der Frau, die mit sagenhaft schrägen Darbietungen ihr Publikum förmlich zum Toben bringt, gipfelt in einem musikalischen Großereignis: Als die mit 76 Jahren bereits betagte Florence in der bis zum letzten Platz ausverkauften New Yorker Carnegie Hall am 25. Oktober 1944 die Bühne betritt, gibt es im Saal kein Halten mehr. Eine wunderbare Vorlage für die Verfilmung von Kultregisseur Stephen Frears.

Autoren

Nicholas Martin war als Croupier, Hilfsarbeiter, Türsteher und Barmann tätig. Mit Anfang zwanzig fuhr er als Matrose zur See, später war er Kapitän einer Jacht, um schließlich als Journalist u. a. für *The Sunday Times* und den *Guardian* zu schreiben. Nach seinem Abschluss an der Filmhochschule 1992 schrieb er Drehbücher für Film und Fernsehen. Nicholas Martin lebt in London.

Jasper Rees ist Journalist und Autor. Er schreibt für Kunst-Magazine und Tageszeitungen, u. a. *The Sunday Times*, *The Daily Telegraph* und *Intelligent Life*. Jasper Rees lebt in London.

Nicholas Martin
Jasper Rees

Florence
Foster Jenkins


Die wahre Geschichte
der bekanntesten und zugleich
untalentiertesten Sangerin aller Zeiten

Aus dem Englischen von
Maria Zettner und Reinhard Tiffert

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel »Florence Foster Jenkins«
bei Pan Books, an imprint of Pan Macmillan, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Dezember 2016

Copyright © der Originalausgabe 2016 by Nicholas Martin and Jasper Rees

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

in Anlehnung an die Gestaltung der englischen Originalausgabe

Umschlagfoto: Copyright: © 2016 Pathé Productions Limited. All Rights Reserved.

Lektorat: Werner Wahls

KF · Herstellung: Str.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-15919-2

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Inhalt

Prolog	7
Wilkes-Barre, Pennsylvania	19
Mrs Dr. Jenkins	38
Philadelphia	57
Musikalische Leiterin	75
Mrs St. Clair Bayfield	92
Erbin	110
Die Klubfrau	128
Die singende Präsidentin	151
Lady Florence	182
Königin der Nacht	216
Die Primadonna der Carnegie Hall	236
Wie der Vater, so die Tochter	254
Epilog	275
Dank und Bibliografie	281
Bildnachweis	287

Prolog

Am Abend des 25. Oktober 1944, einem Mittwoch, spielte sich vor der New Yorker Carnegie Hall eine außergewöhnliche Szene ab. Etwa zweitausend Menschen war der Zugang versperrt. Zusammengedrängt standen sie auf dem Gehsteig. Einige trieb der verzweifelte Versuch, sich Einlass zu verschaffen, dazu, mit 20-Dollar-Scheinen zu wedeln, obwohl die – längst ausverkauften – Tickets offiziell nur drei Dollar kosteten. Sie konnten nur zusehen, wie Cole Porter den erlauchtesten unter allen Konzertsälen Amerikas betrat, wo sich Größen wie die allseits beliebte Sopranistin Lily Pons und die Königin der Burleske, Gypsy Rose Lee, zu ihm gesellten. Auch Schauspielerin Tallulah Bankhead wurde von einigen in der Menge gesichtet. Obendrein wimmelte es in der altherwürdigen Halle nur so von Journalisten, die alle unbedingt Zeuge eines Phänomens werden wollten.

Am Abend zuvor war auf derselben Bühne Frank Sinatra bei einer Wahlkampfkundgebung zugunsten von Präsident Franklin D. Roosevelt aufgetreten. Für den folgenden Abend war ein Konzert des New York Philharmonic Orchestra unter der Leitung von Artur Rodziński angekündigt. Doch am 25. Oktober gehörte die Bühne Florence Foster Jenkins, einer stattlichen Frau von Mitte siebzig, die unlängst eine Reihe von Tonaufnahmen veröffentlicht hatte, darunter ihre Interpretationen von Mozarts Arie der Königin der Nacht und Delibes' »Glöckchenarie«. Diese waren denn auch für den ungeheuren Andrang verantwortlich.

Es ist nicht wirklich angebracht, dem Abend angesichts dieses geschichtsträchtigen Datums allzu viel Aufmerksamkeit zu schenken. Der 25. Oktober 1944 ist in der Weltgeschichte ein so zentraler Tag, dass sogar einmal jemand ein ganzes Buch darüber geschrieben hat, nämlich John Ellis, *One Day in a Very Long War*: Bei der See- und Luftschlacht im Golf von Leyte auf dem Gebiet der Philippinen setzte die Kaiserlich Japanische Marine zum ersten Mal Kamikazeflieger gegen US-Kriegsschiffe ein. In Europa befreiten rumänische und russische Truppen die letzte rumänische Stadt von der deutschen Besatzung. Sie verdrängten außerdem die Wehrmacht von ihrem norwegischen Stützpunkt in Kirkenes, während das Bomber Command der Royal Airforce und die US-Luftwaffe Tagesangriffe auf Essen und Hamburg flogen.

Wenden wir uns wieder New York zu. Dort zeigte das Deckblatt des Konzertprogramms die Fotografie einer imposanten Dame mit einem Diadem auf dem kurzen, dauergewellten braunen Haar. Eine schwere Halskette fiel über ihren tiefen Ausschnitt bis fast hinunter auf die zaghaft gefalteten Hände. Am linken Daumen steckte ein Ring. Mit ihren glänzenden Augen blickte sie entschlossen drein. Vor einem mittelblauen Hintergrund und unter schwarzen Großbuchstaben, die ihren Namen in die Welt hinausposaunten, stand geschrieben: »Koloratursopran«.

Auf den Innenseiten kündeten seriöse Stimmen von vorausgegangenem Triumph. Madame Jenkins, wie sie sich am liebsten nennen ließ, »besitzt eine auffallende Individualität in der Ausdrucksweise und eine gewisse Würze in der künstlerischen Wiedergabe«. So berichtete das *New York Journal-American*. Ein Dr. B. B. James bestätigte (in einer nicht ausgewiesenen Publikation), dass sich in jüngster Zeit in einem Publikum in der Bundeshauptstadt Washington »Personen aus dem politischen, kulturellen und geistigen gesellschaftlichen Leben« zusammengefunden hätten,

bei denen es sich durchweg um »kritisch veranlagte Zuhörer« gehandelt habe. Der *New York Daily Mirror* feierte eine »souveräne Persönlichkeit mit unbeschreiblichem Charme«, deren alljährliche Liederabende »unbändige Freude bereiten«.

Diese Zitate decken sich mit so ziemlich allem, was bis dahin über »Lady Florence« (eine weitere von ihr bevorzugte Anredeform) geschrieben worden war. Schon seit den 1910er Jahren hatte sie vor ausgesuchtem Publikum gesungen, vorwiegend innerhalb der behüteten Welt der Frauenklubs, die es in New York seit der Jahrhundertwende in Hülle und Fülle gab. 1917 gründete sie ihren eigenen Zirkel. Sie nannte ihn den Verdi Club. Vor seinen Mitgliedern hielt sie dann später im Ballsaal des Ritz-Carlton ihre jährlichen Liederabende ab. Die Presse war nicht unbedingt erwünscht, mit Ausnahme des *Musical Courier*, einem Fachblatt, dessen wohlwollendem Urteil man sich gewiss sein, ihm sogar mit einer diskreten Geldzuwendung nachhelfen konnte. Die Liederabende erlangten Kultstatus, und jahrelang ließ niemand öffentlich ein Wort darüber verlauten, was ganz eindeutig auf der Hand lag: dass Florence Foster Jenkins eine auffallend talentlose Sängerin war. Stattdessen spendeten, abgesehen von vereinzelt übermütigen Zwischenrufern, alle schallend Beifall und unterdrückten ihr Gelächter, indem sie sich Taschentücher in den Mund stopften.

Im Jahr 1941 machten die genannten Aufnahmen ihre schwache Stimme und gewagte Tonhöhe einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich, und die Mundpropaganda tat ein Übriges. Dann kam die Carnegie Hall. Begleitet von einem Pianisten, einem Flötisten und einem Streichquartett machte sie sich in einer Vielzahl von ausgefallenen Kostümen daran, eine Vielzahl von Liedern in Grund und Boden zu singen. Die dreitausend, die die Carnegie Hall bis zum Bersten füllten, wie man es dort noch nie zuvor erlebt hatte, verursachten einen solchen Tumult, dass ihr Klavierbegleiter Cosmé

McMoon den Abend als »das bemerkenswerteste Ereignis, das jemals hier stattgefunden hat« bewertete. Ihr tätlicher Angriff auf die berühmte Arie aus der *Zauberflöte*, bei dem sie kein einziges Mal den richtigen Ton traf, hatte alle Zutaten eines mustergültigen komödiantischen Parforceritts. Allerdings war die Komik hier ebenso wenig beabsichtigt wie bei ihrer Interpretation von »Clavelitos«, einem kurzen, koketten Lied in spanischer Mundart, mit dem sie die Zuhörer zu neuerlichen hysterischen Höhenflügen trieb. Als Florence dann auch noch Rosenblüten aus einem Korb an ihrem Arm ins Publikum warf, musste eine nicht mehr zu bändigende Schauspielerin aus ihrer Loge entfernt werden. Es scheint schwer vorstellbar, dass jemand in einer solchen überhitzten Atmosphäre überhaupt so viel Aufmerksamkeit erregen konnte, um einen Rauswurf zu rechtfertigen, aber offensichtlich hat es sich so abgespielt. Der sofortige Ruf nach einer Zugabe hatte zur Folge, dass der arme McMoon sich runter ins Parkett begeben musste, um die Blumen zurückzuholen. Die Freude – und der Schmerz – war beim zweiten Durchgang noch nachhaltiger. Und den gesamten Abend über deutete Madame Jenkins die Lachsalven und den stürmischen Applaus als aufrichtige Würdigungen ihrer Kunst. Im Anschluss gesellten sich ihre Gäste zu ihr auf die Bühne. »Finden Sie nicht, dass es sehr mutig von mir war, noch einmal die Königin der Nacht zu singen«, sagte sie zu einem von ihnen, »nach der wunderbaren Aufnahme, die ich davon im Studio gemacht habe?«

Am folgenden Morgen erfuhr man in weiten Teilen der Vereinigten Staaten von dem Ereignis. »Mme Jenkins, falls Sie noch nichts von ihr gehört haben, was sehr wahrscheinlich ist, ist eine Dame, die Liederabende abhält, weil es dagegen kein Gesetz gibt.« So stand es im *Milwaukee Journal*. »Sie nimmt die Lieder, die in Lily Pons das Beste zum Vorschein bringen, und bringt damit in sich selbst das Schlimmste zum Vorschein. Und das Schlimmste in

Mme Jenkins, seien Sie dessen gewiss, ist wirklich grausig.« Earl Wilson von der *New York Post* wusste zu berichten, dass Florence Foster Jenkins »alles trifft, nur nicht den richtigen Ton.« »He, ihr Musikfreunde!«, lautete die Titelzeile seines Artikels, »Ich habe Madame Jenkins gehört«. Nachdem er ihren Vortrag als »einen der bizarrsten Massenspäße, die New York je erlebt hat« bezeichnet hatte, reflektierte Wilson in seiner Kolumne – er war kein Musikjournalist – über die Diskrepanz zwischen dem ernsthaften Gebaren der Künstlerin und der unbändigen Ausgelassenheit des Publikums. Auf dem Weg nach draußen stieß Wilson auf einen Mann, den er als persönlichen Assistenten der Sängerin bezeichnete und dessen Namen er »Sinclair Bayfield« buchstabierte.

»Warum?«, fragte Wilson.

»Sie liebt Musik«, antwortete St. Clair Bayfield, ein Engländer Ende sechzig, der viele Jahre lang Nebendarsteller am Broadway gewesen war. Darauf wusste Wilson nur eine Frage:

»Wenn sie Musik liebt, warum macht sie dann so etwas?«

»Die Leute mögen ja sagen, ich konnte nicht singen, aber niemand kann behaupten, dass ich es nicht getan habe.« Diese Worte sind von Florence Foster Jenkins gegen Ende ihres Lebens überliefert. Auf jeden Fall passen sie zu ihr. Sie lebte für die Musik und trat leidenschaftlich gern öffentlich auf. Aus tiefster Seele – und mit Erfolg – weigerte sie sich, sich näher mit ihren Unzulänglichkeiten als Sängerin auseinanderzusetzen oder sich von denen einschüchtern zu lassen, die sich über sie lustig machten. Es könnte sogar sein, so schmerzlich das auch berühren mag, dass sie diese Unzulänglichkeiten schlicht und einfach nicht wahrnehmen konnte. Auf jeden Fall fand ihr Publikum Gefallen an ihrer offenen Art und an der Freude, die es ihr bereitete, sie zu unterhalten. Allein durch Charisma triumphierte sie bei ihren Auftritten über das

bloße fachliche Geschick. Ihr Beispiel ist so inspirierend, dass sogar die größten Sänger eine Schwäche für sie haben. 1968 wurde die junge Barbra Streisand vom *New York Magazine* gefragt, welche anderen Sänger sie gern wäre. »Ray Charles und Florence Foster Jenkins«, gab sie zur Antwort. David Bowie nannte 2003 für die *Vanity Fair The Glory (????) of the Human Voice* das Album mit Aufnahmen von Florence, das RCA 1962 herausbrachte, als eine der fünfundzwanzig LPs, die er für seine größten Entdeckungen hielt. (Der einzige andere Sopran unter all der aufgeführten Blues-, Jazz- und Rockmusik war Gundula Janowitz mit Strauss' *Vier letzte Lieder*.)

Heutzutage steht Florence nicht mehr alleine da. Ihre außergewöhnliche Geschichte findet, lange nachdem die großen Primadonnen, mit denen sie sich absurderweise auf eine Stufe stellte, vergessen sind, auch deshalb immer noch einen Widerhall, weil wir von lauter Florences umgeben sind – wenig talentierten Sängern, die dennoch danach schmachten, gehört zu werden. Neuzzeitliche Inkarnationen von Florence singen bei *The X Factor* oder *America's Got Talent* vor und wundern sich, wie sie, über das Spottgeheul der Menschen. Florence ist ihre Schutzpatronin. Denn, wie Cosmé McMoon es erklärte, »sie glaubte, sie sei großartig«.

Andererseits ist Florence auch absolut einzigartig. Es bleibt fast immer unbeachtet, dass sie eine leidenschaftliche, ernsthafte und ungemein sachkundige Musikliebhaberin war und als Künstleragentin fünfunddreißig Jahre lang in New York junge Talente förderte. Einige der aufstrebenden Opernstars waren dankbar für ihre Freundschaft. Falls ihr Streben nach Anerkennung durch ein Publikum ein unbewusstes Bedürfnis offenbart, irgendeine seelische Wunde zu heilen – und es sieht ganz danach aus –, so liegt die Ursache dafür tief in ihrer Vergangenheit. Earl Wilson berichtete von einer überlieferten Geschichte, nach der Florence' musi-

kalische Ambitionen zuerst von ihren Eltern und dann von ihrem Ehemann abgeblockt wurden, um nach deren Tod umso stärker hervorzutreten. Es ist eine hübsche Legende. Aber ist sie auch wahr?

Grob gesagt ist ihre Geschichte typisch für ihre Zeit. Sie handelt vom Streben einer amerikanischen Frau nach Bildung, von einem darwinistischen Drang, die gesellschaftliche Leiter zu erklimmen, vom Makel einer Scheidung im 19. Jahrhundert, vom Erstarken der Frauen, symbolisiert im Aufstieg der Frauenklubs, und vom Wert der Kultur. Ihr Vorankommen in einer florierenden, vom Geld beherrschten Gesellschaft ist archetypisch, aber es ist auch zutiefst individuell. Kurz nach dem Bürgerkrieg kam sie zur Welt, leistete ihren Beitrag zu einem Weltkrieg und erlebte noch einen zweiten. In jungen Jahren fand sie durch ihre Ehe Zugang zum inneren Zirkel des militärischen Establishments der USA. Dort gaben ihr die prinzipientreuen weiblichen Mitglieder der angeheirateten Verwandtschaft viel Anlass zur Bewunderung, während die Männer eine eher düstere Ansammlung aus Tunichtguten, Psychotikern und Charakterschwächlingen darstellten. Die Defizite ihres Mannes, so machte sie nicht zu Unrecht geltend, hinterließen bei ihr nicht nur körperlich bleibende Wunden. Und dann war da noch das Gezänk in ihrer eigenen Familie, das nicht nur einmal, sondern gleich zweimal das Einschreiten der Justiz erforderlich machte, die reinste Soap-Opera.

Aus Florence' frühen Jahren, wenn die Psyche noch eine formbare Modelliermasse ist, gibt es kaum verlässliche Quellen. Es ist nicht einmal sicher, ob sie in Pennsylvania geboren wurde oder in New Jersey. Wie schwer sie zu fassen ist, zeigt sich auch an den vielen Varianten ihres Namens in den Zeitungen, die später von ihren Unternehmungen berichteten: Miss Florence Foster, Mrs Dr. Jenkins, Mrs F. F. Jenkins, Madame Foster Jenkins, Mrs Florence

Foster Jenkins, Mme Jenkins, Lady Florence – und dazu noch jede Menge Druckfehler: Mrs F. E. Jenkins, Mrs Florence Foster Jenkins, Florence Foster Jones sowie der Name, der ihr am allerbesten gefallen hätte, Florence Verdi Jenkins. Es mutet kaum wie ein Zufall an, dass einer älteren Dame, die dafür berühmt war, dass sie keine Stimme hatte, in der ersten Hälfte ihres Lebens keine zugestanden wurde. Nichts, was sie selber gesagt hat, wurde für die Nachwelt festgehalten, bis sie schon jenseits der vierzig war. Da ihr jegliche Selbsterforschung zuwider war, hinterließ sie auch kein Tagebuch und gab nur zwei Interviews. Die Arbeit des Biografen wird dadurch noch weiter erschwert, dass von den fünfhundert Briefen, die sich Florence und St. Clair Bayfield in den mehr als dreißig Jahren ihrer Ehe ohne Tauschein schrieben, nur noch vier übrig sind.

Dies ist, wenn auch nur in zweiter Linie, auch seine Geschichte. Bis St. Clair als junger Mann nach New York kam, hatte er bereits eine ganze Reihe eigener Abenteuer erlebt. Im Laufe seiner Karriere hatte er weit mehr Stunden auf der Bühne verbracht als Florence, doch ihre zwei Stunden in der Carnegie Hall stellte sie alle in den Schatten. Es schien ihm nichts auszumachen, da er ihr ganz und gar ergeben war. Dafür ist er im Nachhinein zur primären Fundgrube für ihre Lebensgeschichte geworden. Eine der Hauptquellen ist eine Biografie, mit der er nach ihrem Tod begann und die nach dem seinen von seiner Witwe Kathleen weitergeschrieben wurde. Sie wurde nie veröffentlicht, und das meiste ist verschollen, doch 1971 las Mrs Bayfield in einem gemeinsamen Interview mit zwei Verdi-Klubmitgliedern, die Florence noch persönlich gekannt hatten, umfangreiche Teile daraus vor. Aber selbst hier ist Vorsicht geboten. Man muss von dem, was Florence St. Clair und was St. Clair Kathleen erzählt hat und was Kathleen dann aufgeschrieben hat, einiges Beiwerk abstreichen, denn jeder

Chronist hatte so seine eigenen Hintergedanken. Florence war auf jeden Fall eine unzuverlässige Erzählerin, die sich ihre Erinnerungen nach Gutdünken zurechtbog. Sie zog es vor, ein gefälliges Bild von sich zu zeichnen. Den Höhepunkt beim alljährlichen Ball des Verdi Club bildete immer ein Auftritt der Präsidentin im Gewand einer großen historischen oder mythologischen Frauenfigur. In einem Jahr verkleidete sie sich als Engel der Inspiration, Flügel inklusive. In einem anderen präsentierte sie sich stolz in der Rüstung der Brünnhilde, der Wagner'schen *Walküre*. Das Bild suggerierte betörende Stärke. Doch was verbarg sie hinter dem ehrfurchtgebietenden Brustharnisch?

Dass eine historische Figur grundsätzlich nur schwer zu fassen ist, öffnet Tür und Tor für Spekulationen. Überall da, wo es keinen letztendlichen Schlüssel zum Innenleben eines Mysteriums gibt, finden sich Schriftsteller, Filmemacher und Maler in Scharen zusammen wie durstige Herden an einer Wasserstelle. Zunehmend trifft das auch auf Florence zu. Es gibt mehrere Theaterstücke über sie, und jedes neue fand mehr Aufmerksamkeit als das davor. Das erste war Terry Sneys *Precious Few*, das 1994 in Little Rock, Arkansas, uraufgeführt wurde. Charles Fouries *Goddess of Song* kam 1999 in Kapstadt auf die Bühne. Ihre Geschichte brachte es sogar bis zum Edinburgh Festival, wo 2001 das Stück *Viva La Diva* von Chris Ballance zu sehen war. 2005 schaffte es Florence an den Broadway in Stephen Temperleys *Souvenir*. Im gleichen Jahr feierte *Glorious!* von Peter Quilter seine Premiere im Londoner West End. Seither wurde es in mehr als vierzig Ländern aufgeführt und in siebenundzwanzig Sprachen übersetzt.

Jetzt verschafft eine filmische Hommage dem Namen Florence Foster Jenkins eine größere Aufmerksamkeit, als ihm jemals zuvor zuteilwurde. Das Drehbuch von Nicholas Martin, das sich auf die krönenden letzten Jahre ihrer musikalischen Odyssee konzen-

triert, hat das Interesse einiger der größten Stars der Filmwelt geweckt. Meryl Streep, die schon mehr Oscar-Nominierungen auf sich vereinigt als jeder andere Schauspieler (neunzehn, Tendenz steigend, von denen sie drei auch gewonnen hat), verkörpert mit viel Charme eine unerschütterliche Frau, die unbekümmert über die vielen Hürden auf ihrem Weg hinwegsieht – und -hört. Ihre Florence verleiht der Welt ein freundlicheres Gesicht. Hugh Grant gibt die anrührendste Darstellung seiner bisherigen Karriere als der lässige-elegante und doch auch empfindsame St. Clair Bayfield. Der Film besticht zudem durch einen ungemein fesselnden Auftritt von Simon Helberg als Cosmé McMoon. Regie führt Stephen Frears, der mit *Gefährliche Liebschaften*, *Die Queen* und *Philomena* bereits faszinierende Frauenstudien auf die Leinwand gebracht hat. Madame Jenkins wäre begeistert von so viel Aufmerksamkeit.

Es ist ungewöhnlich – wenn nicht sogar beispiellos –, dass eine Biografie und ein Biopic im Doppelpack erscheinen. Florence Foster Jenkins scheint sich dafür hervorragend zu eignen, da sie mit einer grandiosen Begabung zur Selbstinszenierung ausgestattet war. Nach Art aller guten Filme macht *Florence Foster Jenkins* aus den Fakten einen unterhaltsamen Zeitvertreib, der sich an der komischen und arglosen Seite ihrer Persönlichkeit erfreut. Das Drehbuch spielt auf viele von Florence' liebenswerten Verschrobenheiten an – beispielsweise ihre Sammlung von Esszimmerstühlen, auf denen angeblich berühmte Amerikaner gestorben waren, ihre krankhafte Angst vor spitzen Gegenständen oder den unbegrenzten Vorrat an Kartoffelsalat, den sie, wenn sie Gäste hatte, in ihrer Badewanne bereithielt. Im Verlauf der Handlung lässt Nicholas Martins Drehbuch auch viele der Nebendarsteller in ihrem Leben auftreten: Carlo Edwards, der ihr heimlich Gesangsunterricht erteilte, Kathleen, die Geliebte von St. Clair Bayfield, und Earl Wilson, der Verfasser jener Carnegie-Hall-Kri-

Am Morgen danach. Sogar der große Maestro Toscanini hat einen Gastauftritt, ebenso wie Tallulah Bankhead, die es, zumindest im Film, tatsächlich in die Carnegie Hall geschafft hat.

Während die Kinobesucher Florence auf der Leinwand entdecken, möchte diese Biografie zurückspulen an den Anfang und die Verwicklungen eines ungewöhnlichen Lebens entwirren, das sich den Augenblick der größten Dramatik bis zum Schluss aufgespart hat.

Wilkes-Barre, Pennsylvania

Was weiß man über Wilkes-Barre? Nur ein einziges Mal waren die Augen von ganz Amerika auf die Bergbaustadt in Pennsylvania gerichtet. Im Jahr 1926 erzielte der gefeierte Baseball-Schlagmann Babe Ruth hier den bis zum damaligen Zeitpunkt längsten Home-Run der Sportgeschichte. Der Ball flog so weit, dass Ruth darum bat, nachmessen zu lassen. Es waren 198 Meter. Danach hat Wilkes-Barre kaum noch einmal den Ball aus dem Stadion hinauskatapultiert.

Es hat sich in der amerikanischen Kulturgeschichte eher zum Inbegriff des Durchschnittsortes entwickelt. Hören Sie in dem Film *Alles über Eva* einmal genau hin. Dann fällt Ihnen auf, dass an einer Stelle Bette Davis den Namen nennt. »Was Menschen Übles tun – wie geht es noch mal weiter? Irgendwas mit dem Guten, das sie zurücklassen. Ich hab es mal in Wilkes-Barre gespielt.« Sie zitiert Antonius in *Julius Caesar*. Wilkes-Barre war meilenweit entfernt vom antiken Rom, weswegen der große Regisseur Joseph L. Mankiewicz, mehrfacher Oscar-Preisträger und gebürtig aus Wilkes-Barre, auch einen Scherz darüber ins Drehbuch einbaute.

Der Broadway setzte Wilkes-Barre 1963 ein Denkmal in der längst vergessenen musikalischen Liebeskomödie *Tovarich*. Sie basierte auf einem Theaterstück und einem Film aus den Dreißigern, in denen der Kommunismus auf die Schippe genommen wurde. Eins der Lieder trägt den Titel »Wilkes-Barre, Pa.« Es wird gesungen von einem jungen Mann, der sich in das Hausmädchen

verliebt hat, das wiederum in Wirklichkeit eine Gräfin auf der Flucht vor der russischen Revolution ist. Der junge Mann schildert seine Heimatstadt als durch und durch amerikanische Idylle.

*Take me back where I belong
Tell my baby I was wrong,
Never should have gone away
Wilkes-Barre, Pa!*

[Bring mich zurück an den Ort, an den ich gehöre.
Sag meinem Schatz, ich habe mich geirrt,
wäre besser niemals fortgegangen
aus Wilkes-Barre, Pennsylvania!]

Für ihre Darstellung der Gräfin gewann Vivien Leigh einen Tony Award als beste Schauspielerin in einem Musical. An ihrem Gesang kann es nicht gelegen haben. Ähnlich wie die berühmteste Tochter von Wilkes-Barre traf sie kaum einmal den richtigen Ton.

Der Name der Stadt ist eng mit dem Weg zur amerikanischen Unabhängigkeit verknüpft. John Wilkes war Mitglied des britischen Parlaments und ein so glühender Reformier, dass er wegen Aufwiegelung ins Gefängnis kam. Später setzte er sich für die Sache der amerikanischen Rebellen ein. Das tat auch Isaac Barré, der Sohn eines französischen Hugenotten aus Dublin. In der Schlacht auf der Abraham-Ebene verlor er ein Auge und wurde unsterblich als einer der Umstehenden auf dem Historienbild *Der Tod des General James Wolfe in Quebec*. Als leidenschaftlicher Redner gab er den Siedlern den Namen »Sons of Liberty« (Söhne der Freiheit). Miteinander verkoppelt durch einen Bindestrich und im 19. Jahrhundert auch oft zu dem einzelnen Wort Wilkesbarre

zusammengefasst, gaben diese beiden Männer Florence Foster Jenkins' Heimatort seinen Namen.

Die Stadt liegt am Südufer des Susquehanna im Wyoming Valley. Die ersten Weißen gelangten im Jahr 1769 dorthin. Die Scharmützel und Feuerstürme, die schon bald in der Talebene stattfanden, stehen für all die Kämpfe, aus denen später die amerikanische Nation hervorging – zwischen Siedlern und Indianern, Kolonisten und Royalisten. Die erste Zeitung erschien in Wilkes-Barre 1795. Im darauffolgenden Jahr hatte der *Herald of the Times* seine erste Sensationsstory, als der Herzog von Orleans und spätere König Louis Philippe von Frankreich während seiner Zeit im Exil durch die Stadt reiste. Im Jahr 1806 machte eine fahrende Elefanten-Schau eine weitere denkwürdige Stippvisite. Man baute eine Brücke über den Susquehanna, der abwechselnd über die Ufer trat und zufror, doch schon bald von Dampfschiffen befahren werden konnte. 1831 verließ das erste Kanalboot Wilkes-Barre mit Ziel Philadelphia. An Bord hatte es, neben Gütern des täglichen Bedarfs, das Grubenerz, das dem Tal den Wohlstand sichern sollte.

Die Entdeckung von Anthrazitkohle verschaffte Wilkes-Barre einen kometenhaften Aufschwung. Seine Erwerbsbevölkerung stieg vor allem durch Einwanderer aus den Bergbaurevieren in Wales deutlich an. Es gilt als erster Ort der Welt, an dem mit der Verbrennung von Anthrazitkohle Hauswärme erzeugt wurde. Damals handelte sich Wilkes-Barre auch seinen Spitznamen ein: die Diamant-Stadt. Allein in den 1860er Jahren verdoppelte sich die Bevölkerung auf über zehntausend (ihren Höchststand erreichte sie 1930 mit 87 000). Als Florence Foster Jenkins geboren wurde, war Wilkes-Barre eine Größe innerhalb des Staates Pennsylvania. Und ihre Vorfahren hatten sich bereits in den oberen Rängen der Gesellschaft etabliert.

Unter den Nachfahren der ersten Siedler diente die Ahnen-



Nicholas Martin, Jasper Rees

Florence Foster Jenkins

Die wahre Geschichte der bekanntesten und zugleich untalentiertesten Sängerin aller Zeiten

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-15919-2

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2016

Florence Foster Jenkins und die Kunst der schiefen Töne.

Die wohlhabende und beispiellos talentfreie Diva – umwerfend gespielt von Meryl Streep – beginnt mit Mitte 40 begeistert Gesangsstunden zu nehmen, sie leistet sich einen eigenen Pianisten und finanziert schließlich öffentliche Bühnenauftritte unterstützt von ihrem Manager (Hugh Grant). Musik ist ihr Leben, doch eine gute Sängerin konnte allein die Leidenschaft nicht aus ihr machen. Sie trifft kaum einen Ton und wenn zufällig doch, kann sie ihn nicht halten, vom Rhythmus ganz zu schweigen. Die unvergleichliche Karriere der Frau, die mit legendär schrägen Darbietungen ihr Publikum förmlich zum Toben bringt, gipfelt in einem musikalischen Großereignis: Als die mit 76 Jahren bereits betagte Florence in der bis zum letzten Platz ausverkauften New Yorker Carnegie Hall am 25. Oktober 1944 die Bühne betritt, gibt es im Saal kein Halten mehr. Eine genial komische Vorlage für Kultregisseur Stephen Frears.

 [Der Titel im Katalog](#)